

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 41.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 7. October 1888. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Satyr und Nymphe.

Ein antikes Idyll von Richard Voß.

Es war in jenem goldenen Zeitalter, wo die Erde nicht allein von Menschen bewohnt ward, sondern wo jeder Baum seine Dryade, jeder Quell seine Nymphe besaß, Legionen von Fabelwesen die Wälder und Fluren, die Felsenöden und Gewässer bevölkerten, im Schilfrohr der junge Faun die Flöte blies, der bocksbeinige Satyr dem Hirten die Herde fortstahl, und der höchste der Götter die Lippen reizender Erdenfrauen lieber küßte, als den schönen, aber herben Mund seiner Juno.

In diesem Wonnemond der Schöpfung wurde unter einem Hügel ein Quell-Nymphlein geboren. Es war ein zartes Ding, blaß wie ein Wasserstrahl, mit feinen, schwachen Gliedmaßen und einem Stimmchen, so leise, süß und silberhell, gleich dem Geplätscher einer Welle. Die gute Erdenmutter hatte ihre heilige Lust an dem lieblichen Wesen, reichte dem Kinde die Brust, machte ihm ein Kleidchen aus den Fasern der Blumenwurzeln, und wenn die Unterirdischen über das schwache Geschöpf bedenklich die klugen Häupter schüttelten, meinte die Weise:

„Laßt das Kind nur erst ein wenig stärker werden, daß es heraus an die Sonne kommt. Ich habe es ausgerechnet: wenn es die ersten Schritte thun kann, ist's auf der Welt gerade Frühling, dann werdet Ihr sehen, wie es sich auswächst.“

Die weisen Frauen riefen:

„Hüte es nur, daß es sich nicht zu früh verheirathet; denn es ist doch von sehr zarter Constitution.“

Aber Mutter Erde lachte herzlich über ihre Gevatterinnen, die für das Kind am liebsten gleich eine Versorgung gefunden hätten, ehe es überhaupt geboren war.

Wenn die Kleine weinte, legte die Mutter ihr Köpfchen an die Brust und begann zu flüstern und zu raunen: von den holden Frühlingsblumen, Crocus und Veilchen, Primeln, Anemonen und Tazetten, und wie sich diese auf das Quell-Nymphlein freuten und gar nicht die Zeit erwarten konnten, bis sie aufblühen dürften, um ihre duftigen Angesichter über dem Kinde zu wiegen und sich in seinen wellenklaren Augen zu spiegeln.

Und Mutter Erde erzählte ihrem Töchterchen Wunderdinge von Sonne, Mond und Sternen, von den Vögeln, welche die junge Quelle besuchen und ihr die schönsten Lieder vorsingen würden; von den Flur-Nymphen und Wald-Elfen, die es bereits unter einander ausgemacht hatten, an schönen Sommerabenden und hellen Mondschein-Nächten unter dem Hügel zum Reigen sich einzufinden. Frühzeitig wurde das Nymphlein auch auf den jungen braunen Satyr vorbereitet, der aus ihrer Quelle trinken würde; vor dem braunen Satyr sollte es sich in Acht nehmen: das wäre ein Böser!

Von den Menschen erzählte Mutter Erde nichts. Sie war auf diese Geschöpfe nicht gut zu sprechen, hielt sie für roh und gewaltthätig; denn sie verwundeten ihren heiligen Leib, zwangen sie, Saaten zu tragen und Früchte auf sich reifen zu lassen; nicht nach ihrem eigenen Wohlgefallen, sondern nach Wunsch und Willen der Menschen. Auch von den Göttern schwieg die Weise gänzlich. Was brauchte das Kind von Jupiter, von Venus

und Eros zu wissen?! Voller Inbrunst lauschte das Nymphlein auf die mütterlichen Erzählungen. In dem dunklen Kämmerchen, in dem es unter dem Hügel eingeschlossen lebte, dachte es unablässig an den goldenen Tag, an die bunten Blumen und die singenden Vögel. Und es dachte an den bösen braunen Satyr. Vor diesem fürchtete sich das Nymphlein schon jetzt.

Dann kam der Tag, an dem es alt genug war, um von der Brust der Mutter fort den ersten Schritt in die Welt hinaus zu thun. Es geschah dies an einem

leuchtenden Märzorgen. Ueber dem Hügel, der sich in einer weiten Flur erhob, strahlte der Himmel, als wäre es am ersten Schöpfungstage, ein Verchendor jubilierte in den Lüften, und rings war die Steppe ein einziges Blumengefülle. — da sprang aus dem Schoße der Erde, zugleich mit seiner silberhellen Woge, das Nymphlein hervor, stieß ein lautes, staunendes Ach! aus und fiel mit geschlossenen Augen, — denn es hatte in die aufgehende Sonne geblickt, — kopfüber den Hügel hinab in die Blumen hinein, die das liebe



Die Neugierigen. Von D. Skutezky. — Siehe Seite 174.

Kind mit weichen Armen auffingen und es mit ihren Wohlgerüchen schnell wieder zur Besinnung brachten. Nun lauerte es in einer Senkung der anmuthigen Höhe, wie in einer Grotte, schaute aus großen, staunenden Augen auf die Wunder von Himmel und Erde, sah in dem Wasserstrahle die Sonne funkeln, lauschte auf den Gesang der Lerchen, auf das leise Wehen des Windes in den Blumen. Diese neigten ihre Blüthengesichter zu ihm herab, hießen es mit zärtlichem Flüstern auf der Erde willkommen und baten um die Erlaubniß, ihre Kelche in die junge Quelle zu tauchen. Da war ein junger fecker Rothdorn, ein wunderhübscher, rosenwangiger Bursche, der wollte mit seinen stacheligen Armen durchaus das Nymphlein umfassen, konnte indessen, wie er sich auch reckte und streckte, so tief nicht herunterlangen. Die Blumen wollten sich ausschütten vor Lachen, aber dem Nymphlein ward es bang, und es erkundigte sich heimlich bei einer Tazette:

„Ist das der Satyr?“

„Warum?“

„Weil er so led' ist.“

„Das ist nur der Rothdorn. Aber woher weißt denn Du schon etwas vom Satyr?“

„Meine Mutter hat mir von ihm erzählt.“

„Ah so! Du, vor dem nimm Dich in Acht!“

„Wann kommt er?“

„Gegen Mittag. Er legt sich dann hin und schläft, denn er ist schrecklich faul. Der wird Augen machen, wenn er Dich sieht.“

„Weshalb?“

„Das ist so Einer! — Er hat immer geschimpft, weil früher keine Quelle hier war. Als ob es unsere Schuld gewesen wäre! Nun Du da bist, wird er gar nicht wieder fort wollen, der trägt Gesell, — und er hat doch für den großen Pan die Ziegen zu hüten.“

„Wer ist das — der große Pan?“

Die Tazette flüsterte:

„Das wissen wir nicht. Wenn der große Pan schläft, dürfen wir uns nicht regen. Er wird wohl eine Gottheit sein.“

„Eine Gottheit, — ist das auch eine Blume?“

Die Blumen wußten vor Erstaunen über die Unwissenheit des Nymphleins nicht gleich zu antworten. Dann redeten Alle auf den Neuling ein, der kleinen Einfalt auseinanderlegend, was eine Gottheit sei und wie viele Gottheiten es gäbe, so viele, daß bei deren Aufzählung sogar die Tulpe außer Athem gerieth. Plötzlich rief eine weiße Narzisse:

„Seid still! Der große Pan ist am Einschlafen.“

Erstrocknen schwiegen Alle; das Nymphlein nur fragte ängstlich:

„Wo ist er?“

„Überall,“ war die geheimnißvolle Erwiderung.

Aber das verstand das Nymphlein nicht.

Während noch die Blumen das schöne junge Erdkind begrüßten, flogen schon von allen Seiten die Vögel herbei, die neue Quelle willkommen zu heißen. Es schwirrte und flatterte um des Nymphleins Kopf; Amfeln, Drosseln und Nachtigallen setzten sich dem holden Kinde auf die Schultern, sangen und stöteten. Auf ihrem Schoße, zu ihren Füßen wimmelte es von Stieglitzen, Finken und Meisen bunt durch einander; jeder wollte dem Nymphlein eindringlich seine Freude über die Quelle sagen. Eine schlanke Bachstelze ging sogleich daran, sich am Rande zwischen den Gräsern ein Nest zu bauen; kaum sah das die Grasmücke, als sie es jener nachthat. Wunder schöne, schimmernde Libellen erschienen, Schwärme von Schmetterlingen und Käfern; und ein ganzes Völkchen von Lacerten schlüpfte behend durch die Blumen und führte anmuthige Spiele auf, daß es aussah, als tummelten sich Sonnenstrahlen zwischen den Blüten. Plötzlich begann die Kleine heftig zu zittern und wurde ganz blaß vor Schreck: ein großes braunes Ungeheum kam mit langen Sähen angesprungen, stellte sich dicht vor das Nymphlein hin und schnitt die seltsamsten Grimassen.

Das Nymphlein hauchte: „Das ist gewiß der Satyr!“ und es hätte etwas darum gegeben, wenn es wieder in dem dunklen Kämmerlein bei seiner Mutter Erde gewesen wäre. Doch die Blumen lüchelten, und der Rothdorn lachte, daß er sich schüttelte; es lachten sämmtliche Vögel, und Alle riefen:

„Das ist nicht der Satyr, das ist ja nur der Hase!“

Aber dieser entfetzte sich dermaßen über den Schreck, den er, — zum ersten Male in seinem Leben, — einem Geschöpfe eingezagt hatte, daß er schleunigst kehrt machte und die Flucht ergriff. Jetzt lachten Alle den furchtamen Hasen aus; sogar das Nymphlein verzog das Mündchen.

Wie von unsichtbaren Händen aufgehoben, stieg die Sonne empor. Sanfte Gluth durchströmte das blasse Mädchen. Es erschauerte in Daseinswonne und öffnete die bleichen Lippen, um in durstigen Zügen von den Blüthen des goldenen Himmelslichtes zu trinken. Immer wunderbarer wurde die Welt. Die Blumen hielten

ihre Kelche dem Glanze entgegen, die Knospen sprangen auf, die Blätter entfalteten sich wie Schwingen, dehnten sich, wuchsen. . . . Taufendfältiges Leben bewegte sich durch die erbebenden Halme und Gräser. Die Luft tönte von summenden Stimmen; es war wie ein Saitenspiel, leise, feierlich, als sänge die ganze Natur den großen Pan in Schlaf. Weißes, prächtiges Gewölk erschien am Himmel, glitt langsam darüber hin, löste sich auf, zer-rann. . . . Der erwärmten Erde entstieg ein Wohlgeruch gleich dem Dufte eines Brandopfers. —

Da hauchten die Blumen, die Käfer summten, die Vögel zwitscherten, aufsteigend:

„Jetzt kommt er!“

Das Nymphlein duckte sich angstvoll unter, denn — jetzt kam er!

In diesem Augenblicke tauchte aus dem Blütenmeere der Steppe dicht beim Hügel, ein zottiges Haupt empor: schwarze struppige Haarbüschel, Ziegenohren, ein schmales, goldig-braunes häßliches Gesicht mit kleinen zinkernden Neuglein, ein mächtiger Mund, breite lüsterne Lippen, zwischen denen die grünlichen Zähne hervorschimmerten, ein langer hagerer Hals, ein langer hagerer Leib, lange hagere Arme, lange hagere Beine, die in zierliche Bodsfüße endeten, am Rücken ein ledes Schwänzlein, und die Haut leuchtend im Sonnenscheine.

Dieser seltsame Kauz jagte wie ein junger Bock auf den Hügel zu, wobei er ein vergnügtes Grunzen hören ließ. Plötzlich blieb er stehen, machte eine Grimasse, schielte nach dem Nymphlein hinüber, that einen hohen Satz, blieb wiederum stehen, grinste die Zitternde an und schlich näher.

„He, Du! Was bist denn Du für Eine?“

Da gewahrte er den silberhellen Wasserstrahl, stieß einen wilden Jubelschrei aus, war mit einem Sprunge zur Stelle, stellte sich auf die Bodsfüße, reckte sich und fing mit seinem häßlichen, gierigen Munde die kristallklare, kühle, wonnigliche Seele des Nymphleins auf.

Diesem war es zu Muth, als sollte es vergehen. Es schloß die Augen, erschauerte, zitterte und bebte und mußte es an sich geschehen lassen, daß der grobe Bengel sich voll trank, als ob es im Garten des Bacchus eine Rebe wäre.

Scheltend flatterten die Vögel dem jungen Satyr um sein Zottelhaupt, die Käfer umsummten ihn in hellem Zorne, sogar die Blumen wurden böse.

„Du bist doch ein plumper Gesell! Wie kannst Du Dich unterstehen, so mit unserem Nymphlein umzugehen? Wart', wir werden es dem Faun sagen; der Faun soll Dich gute Sitte lehren.“

Nachdem Junker Satyr soviel getrunken hatte, als er nur irgend schlucken konnte, zog er den Mund von dem erschrockenen Strahle zurück, that einen tiefen Athemzug, wischte sich mit der Hand die triefenden Lippen, schmatzte vor Vergnügen, kraute sich die braunen, beweglichen Ohren, blinzelte das Nymphlein, das sich gar nicht zu erholen vermochte, von der Seite an und meinte grob:

„Hör' Einer das Gelichter! Verschwatzen will es mich beim Faun. — Laßt Euch das einfallen! Für Euch, Ihr Nader,“ — er drohte den Vögeln, — „giebt's, Jupiter sei's gedankt, noch Rebe und Falten, und dann gnade Euch der große Pan, wenn ich Euch in die Finger bekomme. Und Du, Gesindel,“ — das galt den Libellen und Schmetterlingen, — „Euch reiße ich lebendigen Leibes die Flügel aus und verzehre Euch sammt und sonders zum Frühstück. Was Euch anbetrifft,“ — er warf den Blumen einen tödtlichen Blick zu, — „mit Euch unnützes Zeug rede ich gar nicht.“

Ohne sich weiter um die scheltenden Vögel, die brummen den Käfer, die klagen den Blumen zu kümmern, lauerte er sich dicht bei dem armen Nymphlein nieder, umschlang seine Bodsfüße mit den Armen, drückte sein struppiges Kinn gegen seine zusammengeschlossenen Kniee, starrte zuerst eine Weile schweigend die kleine, zarte und lichte Gestalt an, verzog darauf die Lippen zu einem Grinsen, daß sein Mund von einem Ohre zum anderen reichte und brach in ein meckerndes Gelächter aus:

„Also so Eine bist Du! Du kommst mir gerade recht. Eine Stunde weit hab' ich laufen müssen, wenn ich Durst hatte: bis zu den Cypressen dort hinten, und dann war's eine schlammige Pfütze. Du bist ein frisches, nettes Ding. Du kannst mir gefallen. . . . Aber wo kommst Du eigentlich her? Und wo hast Du Dich so lange herumgetrieben? He, — wie?“

Sie hatte nichts gesagt, nur leise geseufzt. Auf das heimliche Zureden ihrer Freundin, der Tazette, faßte sie Muth und öffnete die Augen. Nun saß sie unter den blühenden Rothdorn geschmiegt wie ein Vögelchen, das von dem Blicke der Schlange gebannt wird.

Der Braune, sie fortwährend angaffend und angrinsend, rief:

„Ich glaube gar, Du fürchtest Dich vor mir? Sei nicht albern! Ich thue keinem Nymphlein etwas zu Leide. Wir wollen uns die Zeit mit einander vertreiben. Es ist langweilig hier; denn die Dryaden, die

da drüben in den Cypressen wohnen, sind dumme Dinger, die vornehm gegen mich thun und mit dem Faune liebäugeln. Als ob der nicht auch Ziegenohren hätte?! Weißt Du, was der Faun thut? Kränze windet er sich und zieht sie über die Ohren. Solch' ein Dummkopf! Wegen der langweiligen, zimperlichen Najaden Blumen und Kränze! Sollte mir einfallen! — He, Du! Hast Du noch immer nichts gesagt?“

Noch immer kein Sterbenswörtchen!

Der Braune startete die Blasse eine Weile tiefsinnig an, streckte zu seiner Unterhaltung dem Rothdorne die Zunge heraus und versuchte alsdann von Neuem, das Nymphlein zutraulich zu machen.

„Sei Du nicht auch zimperlich. Das ist langweilig, weißt Du. Wenn wir beide erst gut Freund geworden, wollen wir ein lustiges Leben führen.“

Und seine Stimme zu einem geheimnißvollen Flüstern dämpfend: „Ich weiß Nester, sage ich Dir, so viele! Welche mit Eiern und welche mit Jungen. Und ich weiß, wo Hase und Fuchs ihren Bau haben, und wo es Honig giebt. Der ist süß! Und ich weiß, wo wir Schlangen fangen können, solche lange! Einen Platz kenne ich bei den Cypressen und Steineichen, dorthin mußt Du fliehen, dort muß Deine Quelle zum See werden. Dann kommen die Schwäne und schwimmen auf Deinen Wellen, und Mond und Sterne spiegeln sich in Deiner Fluth; und wenn das Schilf hoch ist, schneide ich ein Rohr, mache eine Pfeife daraus und spiele Dir darauf vor. Dann tanzen wir zusammen, dann ärgern sich die dummen Dryaden und dann, — aber jetzt sei still, denn jetzt bin ich müde.“

Damit warf er sich der Länge nach auf den Rücken und war sogleich fest eingeschlafen. Aber selbst während er schlief, fürchtete sich das Nymphlein vor ihm, denn, — o Juno! — wie er schnarchte! —

Aber allmählig gewöhnte sich das Nymphlein an den braunen plumphen Gesellen, der sich noch dazu gerade in den Flegeljahren befand; ja, schließlich wurden die Beiden ganz gute Freunde, ein Ereigniß, das auf der Steppe unter den Blumen, Vögeln und dem anderen fluchenden und kreichenden Gethier lange Zeit das Tagesgespräch bildete.

„Habt Ihr gehört? das Nymphlein und der Satyr sind intim zusammen.“

„Intim, — die Beiden? Nein, so was!“

Mittag für Mittag kam der wilde ungeschlachte Bursche in großen Sprüngen zum Hügel gelaufen, in unbändigem Jubel schon von Weitem seine beiden langen Arme über den Kopf werfend. Sein Erstes war natürlich, daß er sich an der Quelle den Bauch voll trank; darauf hockte er neben dem Nymphlein nieder, blinzelte es vergnüglich an und begann zu schwätzen: von den Ziegen des großen Pan, von seinen jungen Vöcklein, vom Nest des Falken auf der Cypresse mit vier flüggen Jungen und von seinem letzten Abenteuer mit dem Hirtenknaben Lucagus. Einmal brachte er seiner Freundin die Neuigkeit mit:

„Denke Dir: der Faun Drakus ist in die Dryade Nymphäa verliebt, in die magere, glockförmige, alberne Nymphäa!“

Schüchtern erkundigte sich das Nymphlein:

„Was ist das? verliebt?“

Der Braune kratzte sich hinter den Ohren, krenzte bedächtig die Bodsfüße, legte den Finger an seine breite Nase, schielte das Nymphlein an, machte eine tief sinnige Miene, stieß endlich einen langgezogenen, gurgelnden Ton aus, wobei er mit den Lippen schmatzte, daß es schallte.

„Verliebt, — was das sein soll? Eben das —!“

Und er schmatzte und schmatzte, gurgelte und gluckste, daß er dem Nymphlein wieder einmal einen gewaltigen Schrecken einjagte und dieses der Meinung wurde: verliebt sein müsse etwas Fürchterliches bedeuten. Plötzlich sprang der Braune auf, that einen hohen Satz und galoppierte wie rasend um den Hügel, wobei er unaufhörlich wilde Schreie ausstieß. Diesen Unjag trieb er so lange, bis er erschöpft hinsank.

Die Steppe aber gerieth in große Bewegung. Alle Blumen begannen zu flüstern und zu raunen, die Libellen und Falter ließen sich zu Nymphleins Füßen nieder, bewegten ihre glänzenden Schwingen und redeten eindringlich auf das schöne Geschöpf ein. Und gar die Vögel! Die hoben einen Gesang an, daß es war, als ob die Lüfte selbst, die mit sanftem Hauche über die Flur hinwegwehten, Ton und Schall wären. Seit jener Stunde dachte das Nymphlein oft an den Faun Drakus, der in die junge Dryade Nymphäa verliebt war.

Eines Abends war das Nymphlein überaus wehmüthig gestimmt. Die sinkende Sonne hatte die Wiese mit leuchtendem Purpur bedeckt, goldige Vöcklein schwammen auf dem hellgrünen Himmelsmeere daher und dahin, die Cypressen stiegen wie Flammensäulen empor, und der Steineichen-Gain lag gleich einem feurigen Ungeheum auf der Flur. Da erschien am Rande des Hügel ein

wunderschöner Jüngling, der sein Antlitz zur Quelle hinabneigte und still hineinschaute. Das Nymphenlein erschauerte vor Entzücken, in seiner Fluth ein Bild wiederzuspiegeln zu können, welches ihm viel herrlicher erschien, als das göttliche Antlitz von Sonne und Mond. Es hielt den Athem an und wagte nicht, sich zu regen. Die Narzisse flüsterte:

„Fürchte Dich nicht, der sieht nur Dein Wasser; Dich selbst erblickt er nicht.“

„Warum sieht er mich nicht?“

„Weil er ein Mensch ist.“

„Ein Mensch —“

„Lucagus, ein junger Hirte, derselbe, dem der Satyr kürzlich ein Schaf gestohlen hat.“

Das Nymphenlein dachte voll dumpfen Staunens:

Das also ist ein Mensch, und er sieht mich nicht . . .

Und plötzlich fühlte es einen brennenden Schmerz im Herzen, die Thränen schossen ihm in die Augen, und es mußte sich bezwingen, nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. Da hörte es den schönen Jüngling aus tiefster Brust aufseufzen. Es fragte die Narzisse:

„Warum seufzt der Mensch?“

„Er wird wohl verliebt sein.“

„Verliebt —“

„Dann ist man nämlich immer wehmüthig und seufzt.“

„In wen soll der Mensch verliebt sein, wenn er uns doch nicht sieht? Keine Nymphe, keine Dryade und —“

Die Narzisse lächelte.

„Er ist in ein: Menschlein verliebt.“

„Die Menschlein sieht er also?“

„Er freilich; sie ist ja von seiner Art.“

„Wenn der Mensch uns sehen könnte, würde er sich dann in Eine von uns verlieben?“

„Schwerlich, weil wir eben nicht von seiner Art sind.“

Schmerzlich wiederholte das Nymphenlein:

„Weil wir eben nicht von seiner Art sind.“

Es ward todtraurig.

Am nächsten Abend kam der Mensch wieder zur Quelle, trank daraus, warf sich dicht neben dem Nymphenlein ins Gras und begann von Neuem zu seufzen. Und die Kleine dachte:

Ah, er ist doch immer in die Menschlein verliebt! Wenn er mich doch sehen könnte, nur ein einziges Mal. Wie schön war es, als er sich zu mir herabneigte und aus meiner Quelle trank. Das muß der Ruf gewesen sein, von dem gestern Abend die Nachtigall sang. Aber da er mich nicht sehen kann, weiß er ja gar nicht, daß er mich geküßt hat. Und das Nymphenlein seufzte wieder aus tiefstem Herzen . . .

Dieses Mal ging der schöne Jüngling nicht so bald fort. Er blickte häufig auf, schaute spähend um sich, sprang sogar in die Höhe, erkletterte den Hügel, sah von dort in die Steppe hinaus, kam herab, warf sich wieder hin, seufzte wieder. Das Nymphenlein wünschte sich: Wenn ich ihn nur trösten könnte!

Die Sonne ging unter. Am Horizonte zog sich ein breiter, blutgrother Streifen hin, darüber eisenschwarzes Gewölk sich aufhäufte, aus dessen zerissenem Rande goldige Flammen hervorbrachen. Hoch schlugen sie auf. Allmählig erblickten die Gluthen, der Purpur des Abendroths färbte sich dunkel und dunkler, bis über der ganzen Weite mit ihren schwarzen Schleiern die Nacht lag. Die Blumen schlossen ihre Kelche, die Vögel duckten sich unter die leise bewegten Halme, die Sterne glänzten auf. Es ward still und feierlich. Nur die Quelle rauschte laut und die Nachtigall sang.

„Marica!“

Der Jüngling lief der Erwarteten entgegen, faßte sie zärtlich bei der Hand und kehrte langsam mit der Geliebten zur Quelle zurück.

„Sieh nur die herrliche Quelle! Wenn die doch bei unseren Eichen flöße, wo wir uns die Hütte bauen wollen. Jeden Morgen und jeden Abend hierher um Wasser zu gehen, ist zu weit.“

Das Mädchen meinte:

„Wollen wir uns heirathen, wird es wohl nichts helfen. Uebrigens, wenn Du mich nur immer begleitest und ich manchmal ausruhen kann!“

„Und ich Dich unterwegs recht oft küssen darf —“

Das Nymphenlein vernahm ein eigenthümliches Geräusch; darauf ein leises, lustiges Auflachen. Lucagus mahnte: „Jetzt mußt Du aber trinken.“

Das Nymphenlein erbeute; denn jetzt sollte sie die Menschlein sehen, die der Mensch liebte. Sie mußte wunderschön sein.

Aber das Nymphenlein war bitter enttäuscht. Das Antlitz, welches sich zu ihrer klaren Fluth herabneigte, vermochte selbst das Nymphenlein nicht lieblich zu nennen: ein dunkles Gesicht, von schwarzen Haaren umwirrt, ein Paar dunkle, lustige Augen, einen rothen, lustigen Mund mit blinkenden Zähnen. Auch gewahrte das Nymphenlein deutlich, daß die Geliebte des Hirten ein — Stumpfnäschen besaß. Der Arme! Und darum hatte er so viel geäußert.

Marica lobte die Quelle: sie sei kühl und frisch, mehr könne man vom Wasser nicht verlangen. Darauf wiederum jenes eigenthümliche Geräusch, wobei die Beiden Gesicht an Gesicht drückten. Dann schwachten sie; nicht etwa von ihrer Liebe, sondern von ihren Lämmern, ihren Schafen und Ziegen.

Das Nymphenlein dachte:

Das also ist seine Menschlein, — wenn er mich nur sehen könnte! . . .

In dieser Nacht schloß das Nymphenlein sein Auge, denn es mußte fortwährend an die häßliche Menschlein mit der Stumpfnase denken, an den armen, bethörten schönen Jüngling, an das eigenthümliche Geräusch, das entstand, wenn sie ihre Gesichter gegen einander drückten, und an den weiten Weg von den Steineichen bis zum Hügel.

Und auf dem weiten Wege würde er sie jeden Morgen und Abend begleiten; auf dem weiten Wege würden sie sehr oft ausruhen, würde er sie sehr oft küssen, — da wurde das Nymphenlein bitterböse.

Am nächsten Morgen gerieth die ganze Steppe in Aufruhr. Die Vögel schwirrten wild durch einander, die Käfer, Libellen und Schmetterlinge kamen herbei, brummen und summten; die Blumen steckten ängstlich die Köpfe zusammen:

Das Nymphenlein hatte sich über Nacht mir nichts, dir nichts mütterseelenallein auf den Weg gemacht und war ohne Gruß und Abschied davon gewandert.

Wohin?

Den Weg, den das Nymphenlein durch die Steppe genommen hatte, bezeichnete ein silberheller, im Morgensonnenschein glänzender Wasserstreifen. Das Nymphenlein lief munter durch die nidenden Blumen weiter und weiter, bis es in den Schatten des Steineichen-Hains verschwand.

Als am Mittag der Satyr angekehrt kam, ward er von allen Seiten mit lauten Klagen über das undankbare, treulose Nymphenlein empfangen. Zuerst riß der Braune seine Augen so weit auf, wie er nur konnte; als er jedoch wahrnahm, wohin sich das Nymphenlein begeben, stieß er einen Jubelschrei aus, that einen Freudenprung und lief peitschnell nach dem Haine, denn der Tropf bildete sich ein, das Nymphenlein habe den weiten Weg ihm zu liebe gemacht.

Sobald an dem neuen Teiche das Schilf gewachsen war, schnitt er sich ein Rohr, machte sich daraus eine Pfeife und begann, — ganz wie der Faun der Dryade, dem Nymphenlein darauf vorzublasen, das indessen fortfuhr, sich spröde gegen den Braunen zu erweisen. Es wohnte unter einem Rosenstrauche, der dicht neben der Hütte des jungen Paars wuchs, die armen Schilfwände mit blühenden Schleiern umwebend, und es gewöhnte sich sogar nach und nach an die Stumpfnase Frau Maricas, deren gute Freundin es zuletzt wurde. Es beschützte die vielen kleinen Maricas und die vielen kleinen Lucagusse, die im Laufe der Jahre vor der Hütte spielten, spendete unausgesetzt das kühlste, köstlichste Wasser und hörte sich von dem schönen Gatten der guten Marica jeden Tag segnen und preisen: denn wenn Lucagus nur seine Quelle loben durfte! —

Kachdruck verboten.

Eine ästhetische Streitfrage vor dem Forum der Weiblichkeit.

Von Gerhard von Arnimtor.

Ach, sieh nur, Martha, das ist ja überraschend natürlich! Dieser hübsche Junge in seiner dufthigen landesüblichen Kleidung mit seinem vierhändigen Freunde und Entbehrungsgeossen, dem Affen!

Sie rief es erstent und hielt die ältere Cousine, die schon weiter wandeln wollte, am Arme fest.

Beide Damen verharren nun schweigend und in Anschauen verloren vor der bunt bemalten Figur eines Bissararo, die ihr Bildner, Herr von Nechtitz-Steinlich, im Erdgeschosse der Berliner National-Gallerie schon seit längerer Zeit ausgestellt hat. Es ist ein italienischer Hirtenknaube, der sich mit Affe und Sackpfeife auf seiner Bettelfahrt befindet. Er hat den Hut auf dem lodigen Kopfe; melancholisch blickt seine dunkel getönten Augen; die blauegraue Jacke, die rothe Weste, die buntestreifte Leibbinde, die braunen, fuhlenähnlichen Bodenschienen, die das kreuzweis verschürzte, ärmliche Schuhwerk krönen, der Affe, den er unter dem rechten Arme hält: Alles ist mit satten Farben bis zur Erreichung einer fast vollkommenen Naturwirklichkeit bemalt, und da das farbenprächtige Material des Bildwerkes nicht überall diese Bemalung willig und süßsam angenommen zu haben scheint, so liegt auf den satten Tönen hier und da ein gewisser schmutziger Duff, der aber der Naturwirklichkeit keinen Abbruch thut, sondern sie vielmehr steigert.

„Ich weiß wirklich nicht,“ begann nach einer Weile die Ältere der beiden Damen, und sie richtete dabei einen halb schätzernen Blick auf mich, der ich den Vorzug hatte, dem Paare als Schutz und Führer durch die ihnen ziemlich fremde Hauptstadt zu dienen, — „ob mir dieses Bildwerk gefällt und ob es mir unheimlich nicht lieber wäre.“

„Aber Martha!“ platzte die leidenschaftliche Jüngere unwillig heraus, „wie kannst Du nur so feyerlich reden? Was soll unser Begleiter von uns denken, wenn wir solchen veralteten

Anschaungen Ausdruck geben? Ich schwärme gerade für diese Aneuerung der . . . Chromo-Plastik . . . heißt es nicht so? . . . der bunten Sculpturen; so brauche doch nur Deine gesunden Augen! Du mußt doch zugeben, daß gerade in diesem Bildwerk der höchste Grad von Naturwirklichkeit erreicht ist . . . Wenn ich im Zwielfche herintäme, und ich läße diesen Prachtbengel in so läuchender Lebenswirklichkeit hier stehen, ich glaube, ich könnte beinahe erschrecken.“

„Was meinen Sie denn dazu?“ fragte mich unerschütterlich die Ältere, „um Ihre Mundwinkel zuckt es so verhalten, als ob Sie sich innerlich über uns lustig machten, . . . bitte, bitte, sprechen Sie! Gewiß können Sie mit einem einzigen Worte meine Zweifel zerstreuen.“

Ja, wenn das so mit einem einzigen Worte nur zu bewirken wäre! Ich kannte die Schen der Damen vor langathmigen, eine schärfere Aufmerksamkeit erfordernden und daher für das ungeübte Denken leicht ermüdenden Auseinandersetzungen. Ich bot Fräulein Martha den Arm und forderte ihre Cousine auf, uns zu folgen; dann wandte ich mich und führte die Damen vor die in der Nähe befindliche Gruppe „Hagar und Ismael“ von Wittig.

„Bitte, betrachten Sie dies!“ sagte ich leise, indem ich den Arm meiner Nachbarin wieder frei gab.

Erst schienen beide Damen etwas besangen; offenbar dachten sie darüber nach, warum ich sie gerade hierher geführt hatte, — (ich hatte die Wahl aufs Gerathewohl getroffen), — doch bald wurden sie von dem Adel des Bildwerks derart ergriffen, daß sie jede ablenkende Gedanken-Thätigkeit aufgaben und nur noch in reinem Anschauen schwelgten. Die bekannte Gruppe ist aus steckenlosestem carrarischen Marmor hergestellt; keine Spur von Bemalung unterbricht den weißen, leuchtenden Fluß ihrer Linien, und selbst aus den dunkleren, beschatteten Theilen schimmert es noch wie eine Erinnerung an die leuchtende Farblosigkeit des Marmors hervor. Der herbe Schmerz der Mutter; die Todesangst um den verschmachtenden Sohn, mit dem sie, verstoßen, die bange Wästenfahrt angetreten hat, und der nun wegen Wassermangels erschöpft zusammenbricht und an dem linken Knie der Mutter den letzten Halt findet; die ganze Hülfslosigkeit und Erschlaffung dieses jugendlichen Körpers, und der gramversteinte, starre und doch noch in seiner Startheit halb lebende, halb anklagende Ausdruck Hagars zu den himmlischen Gewalten, die das Zugrundegehen eines so lieblichen Knaben doch nicht zulassen werden, — dies Alles ist so erschütternd und packend, nicht durch Farbenbemalung, sondern einzig und allein durch das schöne Geheimniß der Form zur Darstellung gelangt, daß man in der That ein gefühlloses Wesen sein müßte, wenn man ohne tiefe Rührung und ohne wahre, innere Befreiung, die jede echte Kunst wirkt, vor dieser herrlichen Gruppe weilen könnte.

„Das ist wunderbar schön!“ brach Fräulein Martha endlich das Schweigen, „mir ist zu Muthe, als wohnete ich einem ergreifenden Gottesdienste bei.“

„Ja, es ist einzig!“ bestätigte der Badfisch, dem ein reizender Zug innigen Mitgeföhls um die übermüthigen Lippen spielte, „man könnte stundenlang zu diesem Madonnen-Angesicht der Hagar emporklicken!“

„Möchten Sie diese Gruppe von Mutter und Sohn lieber bemalt sehen?“ fragte ich, scheinbar unermittelt.

„Nicht um die Welt!“ kam es lebhaft und ohne Besinnen von Fräulein Marthas Lippen.

„Und Sie? was meinen Sie dazu?“ fragte ich den Badfisch, der hartnäckig schwieg.

„Ich weiß es nicht; es müßte eine bemalte Copie neben dem Original stehen, damit ich prüfen und mich entscheiden könnte, welchem von beiden Exemplaren der Vorzug gebühre.“

„Verzeihung, mein anädiges Fräulein,“ bemerkte ich, heimlich belustigt über diesen echt weiblichen Justinst, der um den Kern der Frage herumzugehen strebte, — „davon ist nicht die Rede; haben Sie nur die Güte, mir offen zu erklären, ob Ihnen beim Anblick dieser Gruppe das Gefühl kommt, daß irgend etwas an ihr fehle, daß sie etwa durch Bemalung noch mächtiger auf Sie wirken würde?“

„Nein, das will ich nicht behaupten,“ gestand die in die Enge Getriebene, „dies Bildwerk läßt keinen Gedanken an irgend etwas Fehlendes in mir aufkommen.“

„Und erfüllt also vollkommen seine Aufgabe,“ ergänzte ich, „nur durch die Form, durch die Wahrheit und Schönheit der Form, den Beschauer der Wirklichkeit zu entziehen und in die wünsch- und begierdelosen Sphären des schönen Scheines, der Kunst, zu erheben.“

Beide Damen nickten.

„Das Schöne liegt immer im Schein,“ fuhr ich, mich an Beide wendend, fort; „schön“ und „scheinen“ sind unzweifelhaft verwandte Worte, zwei Triebe aus einer und derselben Sprachwurzel; das Schöne ist als Schein etwas rein Ideales, und seine Realität ist nach dem Aussprüche Eduard von Hartmanns, eines unserer glänzlichsten Aesthetiker, nur die ideale Realität eines wirklich verzipirten Bewußtseins-Inhalts. Oh, ich sehe, Sie rümpfen die Näschen; erwachsen Sie nicht, meine Damen! Ich will Sie nicht mit den Fremdwörtern eines philosophischen Lehrgebäudes quälen, ich will mich bemühen, reines Deutsch zu sprechen; und sollte es hier oder da einmal nicht ohne jedes Fremdwort abgehen, dann, bitte, unterbrechen Sie mich ohne Scheu und fragen Sie nur dreist nach der Bedeutung des fremdartigen Lautes, — ich werde ihn, so gut ich dies vermag, zu erklären suchen.“

„Gut, das nehmen wir an,“ sagte Fräulein Martha mit einem Bestimmung heischenden Blick nach der jüngeren Cousine, „und nun fahren Sie fort, Sie unerwählter Führer, und belehren Sie uns über die Kunstfertigkeit der plastischen Kunst.“

„So gestatten Sie mir vorerst,“ hob ich wieder an, „daß ich Sie mit einigen Ausdrücken der Aesthetik bekannt mache, die der deutschen Sprache entlehnt sind und sich daher für unsern Zweck vortrefflich eignen. Unter den verschiedenen Arten des ästhetischen Scheines nennt Eduard von Hartmann das Poetische den Phantastischen, — Phantasie ist freilich ein Fremdwort, aber Sie wissen, daß es Einbildungskraft bedeutet, — das malerisch Schöne den Augenschein, das musikalisch Schöne den Ohrenschein, und das für unsern Zweck ausschließlich in Betracht kommende plastisch Schöne den Formenschein; der Bildhauer will also durch den Formenschein seines Kunstwerkes die Offenbarung der Schönheit bewirken, durch nichts Anderes. Die Form ist der Inhalt, der Gegenstand seines Schaffens, aber auch zugleich die Grenze seiner Kunst. Kann er seine Idee allein durch die Form voll und unverfälscht aussprechen, dann hat er seiner Aufgabe und sich selbst genügt; muß er bei einer anderen Kunst eine Anleihe machen und also etwas von Augenschein oder Ohrenschein seiner Form beimegen, dann gesteht er selbst zu, daß ihm die Fähigkeit, sich auf seinem eignen Gebiete und mit den ihm zur Verfügung

stehenden Mitteln erschöpfend auszusprechen, abging, und daß er also noch nicht den höchsten Grad der in seiner Kunst möglichen Leistung erreicht hat. Hat er ihn aber erreicht und thut nun dennoch dem Formenscheine durch naturwahre Bemalung seines Kunstwerkes ein vermeintliches Plus von Augenschein hinzu, so mindert er den Werth seines Kunstwerkes, indem er nicht ahnt, daß dieses Plus in der That zu einem Minus, zu einer Beeinträchtigung des Werthes wird.

Sie erinnern sich vielleicht, daß ein Maler seine Bilder einst unter Harmonium-Begleitung einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum ausstellte. Manchem mag dieser Versuch als eine glückliche Steigerung der Stimmung erschienen sein; Sie werden nun selbst zu beurtheilen vermögen, ob solches Vorgehen noch künstlerisch zu nennen ist, oder ob es aus dem Gebiete der Kunst heraustritt und nicht ein gewisses Mißtrauen gegen den Künstler wachrufen muß.

„Aber die Oper?“ wandte der kleine schlagfertige Dackfisch ein. „macht die Oper denn nicht eine Anleihe bei der Dichtkunst, indem sie ihren Melodien Worte des Dichters zu Grunde legt?“

„Ganz gewiß, mein gnädiges Fräulein,“ gab ich erkeut zu, denn dieser Einwand bewies mir die Aufmerksamkeit meines weiblichen Auditoriums, „die Oper borgt nicht nur bei der Dichtkunst, sondern auch bei der Musik, bei der Tanzkunst, ja, soweit die scenische Ausstattung in Betracht kommt, auch bei der Malerei und Architektur. Sie ist eben eine zusammengesetzte Kunst, in der allerdings der Dichterschein den Vöwenantheil für sich vorweg nimmt, und der die Schwesterkünste freiwillig gewissermaßen Magdendienste leisten. Die Plastik hingegen ist das entschiedenste Gegentheil einer zusammengesetzten Kunst; sie ist eine selbständige, freie Kunst. Unter allen Arten des ästhetischen Scheins ist der Formenschein der abstracteste; er abstrahirt von allen anderen Mitteln zur Erzeugung des Scheins, so auch von den Mitteln der Farbe.

gewöhnlichen Verhältnissen ein lebender Mensch nicht gerade auf ein Postament klettern und dort zu plastischer Unbeweglichkeit erstarrt wird; aber er könnte es doch zum besondern Zwecke der Täuschung thun und dann dem Beschauer die Entscheidung, ob er vor einem Gebilde der Natur oder der Kunst stehe, thatsächlich eine Zeitlang erschweren. Mir will es daher scheinen, als ob gerade in der Farblosigkeit des Bildwerkes das zunächst liegende negative Moment der Plastik gegeben sei, wenn es sich nicht anders schon durch die der Natur-Wirklichkeit widersprechende Größe des Bildwerkes ausdrückt. Einen Koloss von der Höhe eines Kirchturmes wird kein Vernünftiger für ein lebendes Wesen halten, und ebensowenig wird das bunte Tanagra-Figürchen, das vielleicht eine der Damen auf ihrem Schreibtische stehen hat, als belebt erscheinen. Jener lebensgroße Pifferaro aber könnte sehr wohl für lebendig gelten, wenn man voraussetzen will, daß er sich aus irgend einem schalkhaften Grunde auf das Fußgestell hingestellt und seine starre Unbeweglichkeit angenommen hat.“

(Schluß folgt).

Nachdruck verboten.

Aus meiner Kinderstube.

Von Ernst Otto Dopp.

Es giebt wohl Weniges, was interessanter wäre, als die Beobachtung der allmäligen Entwicklung eines Kindes. Das erste Lächeln, der erste Laut, der kein Schreien bedeutet, die ersten bewußten Bewegungen, — Alles das ist für die Eltern eine Quelle reinsten Genusses. Dann kommt der erste Gehversuch, die ersten wirklich artikulirten Worte folgen, auf

gewisses liebevolles Verständniß der Kindesseele. Wer ganz kleine Kinder nicht sorgfältig beobachtet hat, weiß gar nicht, wie verschieden ihre Gewohnheiten und Anlagen sein können.

Man sagt immer, daß die Schule indirect, das heißt durch den Umgang mit den Collegen und Genossinnen, den Kindern leicht schaden kann; denn so ein Kinderherz steht immer auf dem Scheidewege und ist für Gutes, wie für Böses, gleich empfänglich. Aber das beginnt auch schon früher; mein kleiner dreijähriger Knabe kam eines Tages vom Spaziergange nach Hause und wandte ein sehr unpassendes Wort an, mit dem er die Köchin belegte, die ihn etwas abgeschlagen hatte. Das Wort verstand er durchaus nicht, aber es war ihm neu erschienen, es war drahtig und kräftig, er hatte es wahrscheinlich von einem vorübergehenden Straßen-Arbeiter gehört und gebraucht es nun so bald als möglich. Mein achtfähriges Mädchen ist das enfant terrible der Familie. Bei einer Erkältung meiner Frau jagte sie kürzlich zu dem Arzte, der erschienen war: „Ja, heute roth, morgen todt!“ Sie hat ein Talent, besonders den Besuchern Unangenehmes zu sagen. Einer Dame, die sich durch ungewöhnliche Körperlänge auszeichnete, bemerkte sie sofort: „Aber, Tante, Du bist ja zu groß!“ Einen würdigen Herrn, der eine Blase hatte, neckte sie ganz unbefangenen mit seiner Haarlosigkeit, und einer verwandten Dame mußte sie die Warze auf der Wange auf. Kinder sehen scharf und viel; als dieselbe Dame das anderthalbjährige Bübchen auf den Arm nahm, pickte es sofort auf die leidige Warze mit dem Fingerring und suchte sie abzutragen. Es sammelt die kleinsten Krümchen vom Teppich und bringt sie triumphirend herbei, und mit einer Stahlfederhachtel kann es sehr lange spielen, da es den Inhalt wohl fünfzigmal aus- und einpakt. Als meine Nette ihr Alter noch nicht erreicht hatte, und ich ihr eines Tages die abnehmende dünne Mondichel am Himmel zeigte, bemerkte sie es sofort, daß der Mond ein anderes Gesicht hatte



Kronprinz Konstantin von Griechenland und seine Braut, Prinzessin Sophie von Preußen.

Wer durch farbige Bemalung ein Bildwerk naturwahr machen will, der vergißt, daß alle Kunst auf den freien, d. h. von aller Realität abgelösten ästhetischen Schein geht und damit dem Streben nach der Wirklichkeit durchaus zuwider läuft. Gestatten Sie mir, daß ich Sie noch mit einem anderen ästhetischen Grundsatz kurz bekannt machen darf. Jede nachahmende, — der Aesthetiker von Fach sagt „imitirende“, — Kunst muß eine doppelte Wahrheit enthalten; eine positive, daß nämlich ihr Gegenstand so wahr als möglich, wiedergegeben sei, und eine negative, daß nämlich das Kunstwerk nichts anderes sein will, als ein Bild, als ein Nachgeahmtes. Man nennt das Ausdrucksmittel dieser negativen Wahrheit eines Kunstwerkes das negative Moment desselben. Sie werden nun verstehen, was es bedeuten soll, wenn man sagt: der Rahmen eines Gemäldes sei das negative Moment dieses Kunstwerkes, d. h. mit anderen Worten: das Bild, z. B. eine Landschaft, will in dem Beschauer nicht etwa die Täuschung erwecken, daß er wirklich in einem Wald oder eine weitgedehnte Fläche mit Höhenzügen im Hintergrunde hineinblickt; es will allerdings den Wald oder die Ebene mit den weiten Hügeln so naturwahr als möglich wieder spiegeln, durch den Rahmen aber, den es freiwillig um seine Erscheinung legt, sagt es gleichzeitig dem Beschauer: ich bin nur ein Bild, — ich beabsichtige keine Täuschung, — du sollst keinen Augenblick dazu verlockt werden, in mir die wirkliche Natur zu sehen! Dieses negative Moment muß in allen Erzeugnissen der nachahmenden Kunst vorhanden sein und selbst bei der Oper, die Sie, mein gnädiges Fräulein, — hier wandte ich mich an den Dackfisch, — „vorhin erwähnten, ist es vorhanden, nämlich im Vorhange der Bühne; der aufgehende und wieder fallende Vorhang sagt Ihnen: hier wird kein wirkliches Stück Leben, sondern nur ein Bild des Lebens vor Deinen Augen abgepielt. Auch in der Plastik muß ein negatives Moment enthalten sein; die Anhänger und Vertheidiger der Bemalung finden es im Postamente oder der Aufstellung des Bildwerkes in einer Nische, in der Nioche oder im Sockelbilde. Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß unter

dem Bilde erkennt das Kleine den Hund und die Kasse und sucht die Thierstimmen nachzuahmen, es weiß das Pferd zu finden und die Kuh zu bezeichnen und ist bald im Stande, seine eigenen Wünsche, zwar noch in der unvollkommenen Kindersprache, aber doch für die Eltern verständlich, auszudrücken. Zugleich kommt die erste Unart, und nun ist die Zeit da, wo die elterliche Erziehung beginnen soll.

Von meinen Kindern ist Nummer eins ganz eigenartig für sich, Nummer zwei und vier sind in Charakter-Anlage, Bau und Farbe ungemein ähnlich, ebenso Nummer drei und fünf. Die letzteren beiden, ein Mädchen und ein Bübchen, sind ganz besonders gleich. So war es auch bei mir und meinen Geschwistern; es gab unter ihnen zwei ganz genau getrennte Abtheilungen, und das ist auch später so geblieben, als Alle erwachsen waren. Bei meinen Kleinen sind Nummer zwei und vier ungemein ehrlich und löblich naiv; sie fassen etwas langsam auf und entwickeln sich nicht so schnell, wie die Andern, haben aber ein vorzügliches Gedächtniß, auch Fleiß, und sind merkwürdigerweise zu plötzlichen Wuthausbrüchen und Hornesäußerungen geneigt. Nummer drei und fünf sind durch Schläge gar nicht zu kurieren, die sich bei Nummer zwei und vier sehr wirksam zeigen. Nummer fünf ist jetzt anderthalb Jahre alt, spricht nicht, aber versteht Alles; verbiete ich ihm irgend etwas, zum Beispiel das Anfassen einer Schere oder eines Messers, so sieht es mich an und versucht es trotzdem noch einmal. Darauf erhält es einen leichten Schlag auf das Händchen, weint und versucht das Verbotene doch noch zu erfassen. Es erhält wieder einen Klaps, weint stärker, versucht es aber noch einmal. Erhält es die dritte Mahnung, so zuckt es wenigstens noch einmal mit der Hand. Ganz ähnlich ist Nummer drei, bei der Schläge überhaupt nicht angebracht sind. Als sie einmal unartig war und eine derbe Lektion erhalten hatte, erklärte sie rundweg und energisch, sie würde das Befohlene doch nicht thun. Ich hatte durchaus keine Lust, das Kind zu mißhandeln oder seine Originalität zu zerstören. Seit der Zeit wende ich andere Mittel an und erreiche auf Umwegen und durch Güte Alles; freilich erfordert es Geduld und ein

und sagte: „Mond feigebochen!“ (entzweigebrochen). Als sie zum ersten Male an die Eisenbahn kam, von der sie schon Manches gehört hatte, machte sie einen Knix und sagte: „Guten Tag, liebe Eisenbahn, hier bin ich!“

Wenn man den Kindern irgend etwas anerkennen kann, so ist es vor Allem die Liebe zur Natur, nach der so ein Stadtkind, schon des Wechfels halber, gewöhnlich ein stilles Sehnen im Herzen fählt. Meine Kinder sind glücklicherweise noch nicht in die Jahre der Sammelwuth gerathen; sie begnügen sich mit Pflanzen und Blumen, die sie allerdings in Massen abbrechen, verschonen aber auf meinen Rath die Schmetterlinge, Käfer und Insekten, da sie dieselben doch nur unnützig zerstören würden.

Im Winter begnügen wir uns natürlich mit naturgeschichtlichen Büchern und mit Sommer-Erinnerungen, mit den Steinen und Muscheln, die wir aus den Bergen herangeschleppt oder am Meeresstrande aufgefunden haben; sobald es aber lenzt, ziehen wir in die Felder. Die Kinder sind gar nicht so wählerisch; sie halten zum Beispiel die Gegend zwischen Tempelhof und Friedenau bei Berlin, die wir durch Fußmärsche erreichen können, für ein wahres Paradies, freuen sich über das kleinste blaue Blümchen und machen die glücklichsten Gesichter von der Welt, wenn sie dort am Sonntag Morgen ihr Butterbrod im Freien verzehren können, und dazu die Lerchen jubelnd aus dem Roggenfeld aufsteigen. Es ist mein Hauptbestreben, daß sie Freude an der Natur und ihren Erscheinungen haben, mit Interesse Allem nachforschen, was auf dieselbe Bezug hat, und selbst das Kleine und Unscheinbare nicht vernachlässigen. Denn im späteren Leben erquidt nichts so sehr, wie der Genuß an dem Weiden, dem Leben und Treiben der Thier- und Pflanzenwelt, fintelmal es ohne Enttäuschungen, ohne innerliche Qual fast für keinen Menschen abgeht. Die Natur hat so viele Töne, die das Herz trösten und erheben! Das wiegenlieblich klingende der Wellen am Gestade, das Brausen der Fluth und des Windes zur Herbstzeit, der Ruf des Kranichs, der zur bessern Sonnenheimath zieht, die Stimme des Regens, der über der einsamen Grä-



*In Bleichhans
Heimathall 87.*

THEODOR KLEEHAAS

Ein unbetener Gast. Von Theodor Kleehaas. — Siehe Seite 174.

Heide weint. — ah, das sind Klänge, bei denen man wieder jung zu werden vermeint und ein ganzes Päckchen Leid vergißt. Aber der Sinn für die Miniaturschönheit des kleinsten Mooses, der Farren und Flechten, des murmelnden Baches will gewacht sein. Manchmal, wenn wir mitten im großen grünen Walde waren, ließ ich die Kinder das Ohr auf das grüne Gras legen und fragte sie, ob sie nicht das feierliche Rauschen des Forstes vernahmen könnten, das Lied des alten Pan, ein leises Schwellen und Wogen; dann mußte ich ihnen die alte Robinson-Geschichte oder ein Waldmärchen erzählen, und wie gespannt hingen die leuchtenden Kinderaugen an meinen Lippen! Und o, des Glückes, wenn sie ein glänzend rothes Beerchen oder eine besonders hübsche Blume entdeckten!

Es ist ein großer Fehler, den manche Eltern damit begehen, daß sie ihren Kindern zu reichliche Spielsachen-Genüsse bieten und sie zu kostbar beschenken. Eins meiner Töchterchen war unlängst bei ihrer Freundin Helene zum Besuch. „Mutter,“ sagte sie, als sie zurückgekehrt war, „denke Dir nur, Helene hat nächsten Sonntag Geburtstag; ich fragte sie, was sie sich wünsche, und da sagte sie: Ach, ich weiß nicht recht, ich habe schon Alles!“ Das ist doch gar nicht nett, nun hat die arme Helene keine Freude mehr an ihrem Geburtstage.“ Dies ist in der That das rechte Mittel, um blasierte Kinder aufzuziehen, die nachher als unglückliche und unzufriedene Wesen in der Welt dastehen und dem Mode-Pessimismus verfallen, der im Roman sehr interessant sein mag, aber die grüne Klur des Lebens verfenkt und die Blüthen verdorren läßt. Ein anderes kleines Mädchen, eine Schulfreundin meiner Kleinen, erhielt zum Geburtstage — Schmuckstücke. Die werden von der Mutter in's Kästchen gelegt und alle Monate von der glücklichen Inhaberin besichtigt. — wehe ihr aber, wenn sie das Leben später darüber belehrt, daß ein anderer Schmutz viel köstlicher ist:

„Nicht an die Güter hänge Dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.“

Häufig habe ich beobachtet, daß die Kinder mit Steinchen, Holzstückchen, alten Schächtelchen und ähnlichem Gerümpel sehr gern spielen; das Fehlende ersetzt ihre Phantasie. Sobald die Weihnachtspuppe zerbrochen ist, holen sie den Schemel vor; den nennen sie dann „unseren Otto“, ziehen ihm eine Jacke an, geben ihm irgend eine Kopfbedeckung und verbringen mit ihm Stunden in eifriger Unterhaltung. Unter den Bilderbüchern ist das selbstgezeichnete nicht zu verachten, das aus Buchhändler-Anzeigen, Probenummern, illustrierten Journalen und Preislisten hergestellt wird. So ein Scrap-book ist für sie werthvoller, als manche Jugendgeschichte, die von unkindlichen Anschauungen wimmelt und, man weiß nicht recht, für wen geschrieben erscheint.

Unter die Glasglocke kann man die Kinder nicht setzen, es wäre vielleicht auch nicht gut, sie ganz den Einflüssen der Außenwelt zu entziehen; aber in der Kinderstube sollen sie darauf vorbereitet werden mit schonender, sorgfältiger Hand, daß sie in allem Sturme und Drange des Lebens das Eine hochhalten und bewahren: das Gefühl für das Gute und Schöne, das dem kleinen Kinde bereits unmerklich eingeimpft werden kann! Das Fernhalten aller Rohheit, alles Unfriedens, alles Häßlichen und Gemeinen muß auf den Charakter des Kindes einwirken; die Atmosphäre des elterlichen Hauses soll eine solche sein, die das Gemüth pflegt, ohne eine Verzärtelung herbeizuführen. Eine echte Kindesseele in ihrem schönen Vertrauen, in ihrer Naivität und fledelosen Reinheit ist wohl ein kostbarer Schatz.

„Kein gehalten das Gewand,
Kein gehalten Herz und Hand!“

Nachdruck verboten.

Aus den Bädern.

Montreux, Ende September.

Es war mir zu kalt, zu regnerisch und zu unfreundlich am Vierwaldstätter-See geworden, wo ich den letzten Rest des Herbstes zu verleben gedachte, und so sagte ich denn eines nebelhaften Morgens einen kurzen Entschluß, packte meine Siebentage zusammen und dampfte davon — nach Montreux, das mir aus früheren Besuchen her in froher Erinnerung stand. Und ich habe den Wechsel des Aufenthaltes nicht bereut. Seit vierzehn Tagen weile ich in diesem lieblichen, von starr aufragenden Fels-Giganten umschlossenen Thale, und noch nicht einmal hat ein häßlicher Regen und eine graue Wolkenwand mir die heitere Laune zu stören versucht. Gleichmäßig golden blinkt die Sonne über den Genfer See und umweht mit schimmernden Reflexen das steinerne Haupt des Dent du Midi. Von meinem Balkon im Hotel Beau-Rivage kann ich den ganzen See überblicken, bis hinüber zu den Alpenketten Savoyens. Das ist ein herrlicher Blick, und besonders am Abend, wenn der zur Küste gehende Tag mit den ersten Nachschatten kämpft, weile ich gern auf diesem Plage. Dann glühen die Wasser im letzten Purpurglanze der Sonne, und um die Bergreihen hängt sich ein lichtblauer Nebelmantel. Leise und mäßig färbt auch der See sich dunkler und dunkler, bis plötzlich tief in seinem Spiegel ein Licht aufflammt, — das ist der Widerschein des ersten Sternes, der hoch oben am Himmel sich zeigt. Es ist etwas Eigenes um solch' eine stille Abendstunde am See-Ufer; der irrende Gedankenflug wird ruhiger, — der Frieden in der Natur regt zu innerer Sammlung an, man hält gewissermaßen Einkehr in das eigene Herz.

Das ist sonst nicht leicht in dem lebhaften Gesellschaftsverkehr der Villen-Kolonien am Genfer See. Clarens, Reven, Montreux und Territet grenzen dicht an einander und besitzen ein gemeinsames Kurhaus, in dessen freundlichen Räumen sich die Gäste der vier Ortschaften nachmittags zur Concertstunde zusammenfinden. Dort begrüßt man die Freunde und knüpft neue Bekanntschaften an, während uns hübsche Kellnerinnen im waadländischen Nationalkostüm den Kaffee serviren. Das häßliche Sommerwetter hat diesjährig die drei besuchtesten Orte am Genfer See frühzeitig gefüllt. Die Hotelbesitzer können nicht klagen, — die Gäste im Uebrigen auch nicht, denn es giebt hier in der That kaum ein Haus, in dem man zu verhältnismäßig wohlfeilen Preisen nicht gut aufgehoben wäre. Die Kränkler ziehen sich gern in das stillere Clarens zurück, dessen einiam gelegener, poetisch stiller Friedhof von der Vergänglichkeit predigt, während diejenigen, welche sich mit der nervenstärkenden Luft oder, wie ich, mit einer Traubentur begnügen, den Aufenthalt im lebhafteren Montreux vorziehen.

Im großen Ganzen ist die hier verkehrende Gesellschaft eine gute, wenn auch keine tadellose. Verdächtige Elemente mischen sich überall in das Mosaikbild einer Bade-Gesellschaft

So hatte als Unkraut im Weizen sich in einem der ersten Hotels von Montreux kürzlich ein junger Spanier einzuschmuggeln verstanden, den sein elegantes und formensicheres Auftreten schnell beliebt machte — bis er eines Tages durch die Polizei abgeholt wurde. Und nun erfährt man mit Schauern und Grauen, daß der elegante Spanier der durchgegangene Kassirer einer großen Korkfabrik in Barcelona war. Und wie volltönend hatte sein Name mit dem usurpirten Grafentitel davor geklungen, wie fest hatte er mit seinen schönen schwarzen Augen vor all den jungen Witwen und unverheirateten Töchtern paradiert! Vier Tage lang herrschte große Bestürzung an den Wassern des Genfer Sees, — dann wurde der Kassirer aus Barcelona sanft in das Meer der Vergessenheit gesenkt.

An Spaziergängen in näherer Umgebung ist Montreux nicht allzu reich. So fährt man denn, wenn man nicht in Chillon auf Byron's Spuren wandeln will, mit der Bahn hinein in das Rhonethal und erseht sich dort an den Wundern der Grotte des Jores oder der Gorge de Trian, — oder man läßt sich vom Dampfzer über den See tragen an das Gestade von Dudd, wo es schlechten Kaffee und ganze Hecken wundervoller wilder Rosen giebt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Neugierigen. Von F. Skutezky. Siehe das Bild, Seite 169. — Kann man sich ein schöneres Atelier wünschen, als den Hof eines Palazzo in Rom, und ein schöneres Modell, als eine jener Römerinnen, deren stolz getragener Kopf mit den Zügen einer Komee ihre Abstammung sicherer verbürgt, als hunderte vergilbte Documente? Könnte man um sie her das alte Rom neu erstehen lassen, sie würde, in ein antikes Gewand gekleidet, sich weder durch Haltung, Bewegung, noch durch die Linien ihres Gesichtes von den Frauen der Republik und des Kaiserreiches unterscheiden. Auch die Neugierde ist keine moderne Untugend; die Frauen des alten Rom besaßen sie ebenso, wie die des heutigen, und sie ist auch nicht einmal eine spezielle Untugend der Römerinnen und der Frauen überhaupt. Wer sich frei davon fühlt, der lasse sich portraituren und werfe nicht eher einen Blick auf das Gemälde, als bis der Künstler sagt: „Ich habe vollendet.“ Das ist die Feuerprobe, die noch kein Sterblicher bestand. Den Peppino freilich interessirt mehr das Handwerkszeug als das Kunstwerk. Vielleicht steckt etwas von dem italienischen Künstlerblut in ihm, und er voltigirt einmal später aus der Portierloge seines Vaters in das Studio eines Meisters, in das Atelier eines Bildhauers oder auf die Bühne eines Theaters. Vorläufig freilich liegt ihm wohl noch aller künstlerische Ehrgeiz fern, und höchstens wird er Farben und Pinsel des Künstlers dazu benutzen, seinem Mittel einige lebhaftere Töne aufzutragen, als das jähmüthige Grau des Werktags-Anzuges. Hoffentlich frühstückt der Vater nicht mehr allzu lange; Peppino dürfte sonst der Versuchung unterliegen und eine Verwüstung unter dem Inhalte des Makkasens anrichten,

die ihm den schönsten Hakenkopf eintragen kann, wenn er sich nicht durch schnelle Flucht der gerechten Strafe zu entziehen weiß.

Ein ungeliebter Gast. Von Th. Kleehaas. Siehe das Bild, Seite 173. — Des Einen Schmerzen sind des Andern Freuden, — das ist immer so auf der Welt gewesen und wird zu allen Zeiten so sein. Leider sind Freuden und Schmerzen in der großen Welt nur nicht immer so vertheilt, wie in der kleinen auf unserem Bilde, auf dem nur einer weint und fünf, — den besüßelten Hausgenossen mitgerechnet, — ihr Vergnügen haben. In der großen Welt ist es häufig umgekehrt; der Eine lacht sich in's Häuschen, und die Uebrigen haben den Ärger und die Schmerzen. Auch ist nicht alles Lachen so harmlos, wie das der glücklichen Familie, und nicht alle Thränen sind so leicht getrocknet, wie die des jüngsten Sproßlings derselben. Im Augenblicke freilich meint er, ihm sei das größte Unglück geschehen, und so weint er nur kann, rührt er den Mund auf, um den Raben des Diebstahls anzulagen. Aber ein Wort der Mutter wird ihn bald genug trösten, und er wird in dem leeren Diebe wieder seinen getreuesten Freund und Spielgefährten sehen. Und wenn der kleine Schreihals ein großer Mann geworden ist, wird er auch einsehen, daß es gar nichts nützen kann, den Mund aufzureißen, wenn ihm Unrecht geschieht. Das führt nur dazu, daß man ausgelacht wird. Aber die Zähne zusammenbeißen und seine Reue annehmen, — dann hat man die Vacher auf seiner Seite.



Lampe

in Bronze-Gussung. Entworfen und ausgeführt von Paul Stoh. Kunstgewerbliche Werkstatt in Stuttgart. Der Lampenkörper aus japanischer Majolika, in Flach-Relief modellirt. Ganze Höhe 83 Cent.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Aufgaben der Handstickerei. — „Handstickerei“, — vor Kurzem noch hatte man nicht nötig, so zu sagen, denn jede Stickerei war ja Handarbeit. Heute ist das anders. Die Stichtmaschine, außerordentlich vervollkommnet, hat sich ein breites Feld der Stickerei erobert und droht, noch mehr zu gewinnen. Es ist erstaunlich, was sie bereits in buntfarbiger und durchbrochener Arbeit leistet und mit welcher Raschheit sie, einmal eingerichtet, ihre Aufgabe vollendet! Complicirte Muster mit Blumen, Blättern und Ranken, mit Schrägen, wie mit geraden Linien bewältigt sie ohne Mühe, wie alle diejenigen stillvollen Muster, welche die moderne Stickerei sich aus den italienischen und deutschen Vorbildern der Renaissance, sowie aus den Arbeiten der nationalen Haus-Industrie angeeignet hat. Da nun die Stichtmaschine in der gleichen Zeit dasselbe leistet, was die geübteste Hand zu schaffen vermag, da sie den Preis der Arbeit in demselben Maßstabe verringert, ist da die Handstickerei überhaupt noch der Mühe und Arbeit werth? Ist es nicht besser, sie als nutzlos gänzlich aufzugeben und eine andere Beschäftigung zu suchen?

Es ist wohl richtig; die Handstickerei, als Geschäft betrachtet, wird einen großen Theil ihres Gebietes an die Maschine abgeben müssen, und sie hat es bereits gethan. Sie hat aber eine gewisse Sicherheit und Bärigkeit ihrer Dauer, wenn nicht als Geschäft, doch als Beschäftigung. Es giebt immer müthige Frauenhände, die nicht in den Schoß gelegt sein



Kleider- und Schirmständer

mit Spiegel und Tischchen. In Eichenholz ausgeführt von Otto Fröhlich, Kunstgewerbliches Institut in München.

wollen, die arbeiten auch ohne Lohn, um der Arbeit willen, weil ihnen diese Vergnügen macht und als Beschäftigung nothwendig ist. Diese Hände werden immer zu der reinlichen Arbeit der Stickerei greifen, die so hübsche Sachen zu schaffen versteht, die sich zur wahren Kunst erheben läßt und dabei sonstiger Unterhaltung, dem Gedankenfließen und der Conversation freien Lauf gewährt. Das ist die amnuthige Seite dieser Beschäftigung, neben welcher in Hinblick auf manche Bedürfnisse des Hauses sich doch auch eine nützliche Seite der Handstickerei abgewinnen läßt.

Aber das ist doch immer nur Dilettantismus, der wohl in gewisser Weise die Kunst sichert, aber nicht den Lohn. Es fragt sich daher, ob nicht der Handstickerei ein Gebiet übrig bleibt, das ihr die Maschine nicht nehmen kann, auf dem sie allein Herrin ist und auch geschäftlich ihren Lohn findet.

Was die Stickmaschine schafft, das sind durchweg Reihenwiederholungen desselben Musters, so complicirt und vielfarbig dieses auch sein mag. Ihre Arbeit eignet sich also für Bordüren, für Besatz-Stickerei, für die Reihen-Verzierung von Kleidern, Shawls, Tüchern und anderen dergleichen Gegenständen der Toilette, natürlich auch für die Leinwäusche des Hauses, für Tischtücher, Servietten, Handtücher, Laufftücher, Behang und Besatz. Wo sie aber mit ihrer Leistung nicht hinreicht, das ist überall da, wo die Stickerei zur freien Kunst wird, wo sie in Art und Effect der Malerei als Nadel-Malerei zur Seite tritt. Frei angeordnete Compositionen, sei es in Blumen, Ranken, Früchten, sei es mit Thier- und Menschen-



Lampe
in Kunst-Brönze. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von S. Hornemann, Jung- und Brönzemeaßler-Fabrik in Berlin. Höhe 58 1/2 Cent.

Figuren, vergleichen mit der Nadel auf weichem Stoff auszuführen, vermag die Handstickerei, nicht aber die Maschine.

Dieses Genre der Stickerei war allerdings bis auf die letzten Jahre vollständig in Verfall gekommen. Was vor wenigen Jahren noch, — und es ist heute ja noch erschreckend viel davon übrig, — die Stickerei mit Hilfe des Kreuzstichs oder des Perlstichs in Wolle wie in Seide an figurlichen Darstellungen ausführte, — diese Kissen und Decken mit Genre-Bildern, romantischen Liebes-Scenen, mit Löwen und Tigern, Katzen und Hunden, mit Landschaften und Stillleben, das waren allerdings Schreckbilder des Geschmades. Heute haben sich aber die Dinge gewendet oder sind wenigstens in einer großen Wendung begriffen. Man hat gelernt, daß mit jener herkömmlichen Technik solche Aufgaben überhaupt nicht zu lösen sind, daß es aber andere Weisen giebt, mit denen sie doch ausgeführt werden können, und zwar so, daß mitunter selbst ein Wettstreit mit der Malerei möglich erscheint. Wir wollen, was modernste Arbeit betrifft, nur an ein großes, gesticktes Bild mit dem Kreuzstich und vielen anderen heiligen Gestalten erinnern, das vor einigen Jahren für den König Ludwig II. von Baiern aus der Anstalt des Fräulein Jörres in München hervorgegangen ist.

Mit der Einsicht, daß die traditionelle Technik absolut unzulänglich sei, hat man sich um andere Manieren bemüht, und lehrt und übt sie jetzt in den Schulen und Anstalten. Man hat die Stickereien des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, der burgundischen und italienischen Schulen, zum Muster genommen, auf denen Figuren wie freie Ornamente sehr vollkommen ausgeführt sind, theils in Plattstich, theils in Webestich auf goldenem Grunde; man hat in jüngerer Zeit erst die japanischen und ganz besonders die chinesischen Stickereien näher kennen gelernt, wahre Kunstwerke, in denen sich Blumen, Früchte, Schmetterlinge, buntschillernde Vögel mit außerordentlicher Meisterhaft im freiesten Plattstich dargestellt finden.

Denn darin liegt das Wesen dieser Technik, in der Freiheit, welche sie der Hand gewährt, und diese Freiheit ist zugleich eine Nothwendigkeit. Die Maschine muß ihre Linien oder Fäden, ob sie dieselben nun schräg oder rechtwinklig legt, doch immer in regelmäßiger Wiederkehr symmetrisch wiederholen; sie kann die Fäden nicht nach Belieben legen und mit der Freiheit führen, wie der Maler den Pinsel. Das kann aber die stickende Hand, vorausgesetzt, daß sie hinlänglich geübt ist.

Hier ist also ein großes und weites Gebiet, das der Handstickerei allein gehört, auf welches die Maschine ihr nicht folgen kann. Es ist damit noch nicht gesagt, daß die Handstickerei gestickte Bilder schaffen soll, Bilder, welche eingerahmt werden und als Wandschmuck das Oelgemälde oder gar den Kupferstich ersetzen sollen. Diese Concurrenz wäre wiederum verfehlt. Aber es stehen der Nadel-Malerei noch andere Gebiete offen, wo sie nicht bloß willkommen, sondern selbst nothwendig ist, und das ist der gesammte Bedarf der Kirche, der ehemals die höchsten Anforderungen stellte und sie heute wiederum stellen muß. Die Kirche kann der stickenden Hand nicht entbehren und muß sie vor der Maschine bevorzugen, selbst in den Gegenständen, welche die Maschine leisten könnte. Und neben der Nadel-Malerei ist es hier noch ein besonderes Gebiet, welches der Handstickerei wohl noch lange gesichert bleiben wird, nämlich die Goldstickerei, wenigstens in ihren wesentlichen und vorzüglichsten Aufgaben.

Ist die Kirche, wenn sie ihre Bedeutung in dieser Beziehung richtig erfährt, die eigentliche Schutzpatronin der Kunststickerei, so ist doch das Haus und sein profaner Bedarf nicht

ausgeschlossen; im Protestantismus muß es ja auch die Kirche in vielen Kunstfragen erleben. Die Wohnung, die sich heute mehr und mehr wieder schmückt und die Leerheit und Kuchternheit ausgiebt, kann gar vielfach Werke der höheren Handstickerei verwenden, wie es ja in früheren und besseren Kunst-Epochen auch der Fall gewesen ist. Ich erinnere beispielsweise an hohe oder niedere spanische Wände, deren Flächen die schönste Gelegenheit zu schmückender Stickerei darbieten, an Diensthirme und sonstige schützende Gestelle, an Decken und Behänge von Betten, Tischen, an Portieren, Kissen u. s. w. Gegenwärtig sind es besonders die japanischen und chinesischen Stickereien in Plattstich oder in der Nadel-Malerei, welche unseren eigenen Arbeiten die größte Concurrenz bereiten. Wir können viel von ihnen lernen.

Aber wollen wir die Handstickerei als eine Kunst auf dieses höhere Gebiet hinführen, — es soll damit nicht als das einzige bezeichnet werden, — so ist vor Allem Eines nöthig: die Stickerin, will sie mit Nadel und Faden malen, muß überhaupt malen können. Sie muß selber eine Künstlerin sein, wenn sie es auch nur bis zum Stande des Copisten bringt. Es ist also nöthig, daß sie ordentlich zeichnen und aquarelliren lernt, und die Stickerei-Schulen müssen, in denen es noch nicht geschieht, in den Stand gesetzt werden, solchen Unterricht in genügender Weise zu gewähren. Nur so bleibt der Kunststickerei Leben und Gedeihen gesichert, indem sie zugleich auf eine höhere Stufe gehoben wird.

Jakob von Falke.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die Vermählung der Prinzessin Sophie mit dem Kronprinzen von Griechenland soll, wie der „Messager d'Athènes“ meldet, schon im Monat December d. J. gefeiert werden. Zugleich weiß das Blatt darüber folgende Einzelheiten mitzutheilen: König Georg wünscht persönlich diese Beschleunigung. Die Trauung soll im Berliner Dom stattfinden, und zwar im Beisein aller Mitglieder des deutschen Kaiserhauses, des griechischen und dänischen Königspaares, der Czarewna, der Prinzessin von Wales und möglichen Falls auch der Herzogin von Cumberland, welche bekanntlich die Tante des griechischen Kronprinzen ist. Ein anderes griechisches Blatt verzeichnet endlich das Gerücht, daß die Strafe in Athen, welche das königliche Palais mit der dortigen Kathedrale verbindet und die jetzt „Hodos Helios“ heißt, der hohen Braut zu Ehren „Hodos Sophia Dorothea“ genannt werden soll. Die dereinstige Königin von Griechenland wird übrigens bei ihrem Einzuge in Athen gleich vom Bahnhofe aus jene Strafe passieren. Der König Georg beabsichtigt, ein in der unmittelbaren Nähe des königlichen Schlosses gelegenes palastartiges Gebäude für den Kronprinzen anzulassen. Die Portraits des hohen Brautpaares finden unsere Leserinnen auf Seite 172 dieser Nummer.

München. — Das seltene Fest der diamantenen Hochzeit feierten am 9. September der Herzog Max in Baiern mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Rudovica. Von einer geräuschvollen Feier wurde mit Rücksicht auf das hohe Alter des Herzogs, der in München residirt, Abstand genommen; auch blieb die greise Herzogin in Tegernsee, wo sie kürzlich erst ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert hatte.



Berliner Herbst-Toiletten. — Siehe Seite 170.

Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein Jagd-Frühstück.

Das Gabel-Frühstück, welches vor dem Aufbruch zur Jagd, unmittelbar nach dem Eintreffen der verschiedenen Theilnehmer, meist Morgens 7-9 Uhr servirt wird, gleicht in seinem Aussehen und seiner Zusammensetzung jedem gut besetzten Büffet, doch spielen eine Hauptrolle die Schüsseln mit diversen Würsten, die bei großen Jagdgesellschaften in reicher Auswahl vertreten sind und meist lebhaften Zuspruch finden. Obgleich in der Regel ein jedes Haus für die Bereitung der Speisen seine eigenen Recepte besitzt, an denen es festhält und die durch diesen oder jenen kleinen Zusatz das eigene Fabrikat kennzeichnen, so geben wir in nachstehendem einige empfehlenswerthe Recepte. Bemerkte sei noch, daß fast ausnahmslos zuerst Bouillon in Tassen präsentiert wird, zu der man oft kleine Pasteten giebt und daß das Büffet in der Mehrzahl der Fälle nur aus kalten Speisen besteht: Gemüse und süße Speisen fehlen stets. Das Büffet dürfte sich also etwa in folgender Weise zusammenstellen:

- Kalter Mehrrüben. — kaltes Zit. —
- Hafen- und Hasanen-Pastete.
- Gelatine von Gans.
- Italienischer Salat.
- Schüsseln mit Blut-, Leber-, Grütz- und Zwiebelwürsten.
- Wiener und Bratwürste.
- Diverse Käse, Butter, Brod.

Die Getränke bestehen aus schweren Weinen, Portwein, Madeira, altem Roth- und Rheinwein; ebenso dürfen starke Viqueure, — unter ihnen Maifisch, ein russischer Kummel, und Cognac, — nicht fehlen. Besteht eine große Jagd aus mehreren Treiben und finden diese in erreichbarer Ferne statt, so schickt man oft vom Hause aus in einer Pause Punsch auf's Feld, der immer dankbar angenommen wird; auch pflegen die Herren vom Frühstückstisch einen kleinen Imbiß in ihren Jagdtaschen mitzunehmen.

Frühe Leberwurst. — Während man eine Schweinelunge mit Wasser, Salz, Zwiebeln und Gewürz gar kocht, schabt man die Leber aus Haut und Sehnen, streicht sie durch ein Sieb, kocht die weich gekochte Lunge fein und vermischt beides. Ferner schneide man einige Zwiebeln in Schweinefett, weiche Milchbrod ein, drücke es gut aus und gebe Zwiebeln und Brod ebenfalls durch ein Sieb. Man rechnet dabei auf 1/2 Kilo Leber ebenso viel Fett und 100 Gr. Weißbrod. Nachdem die genannten Bestandtheile gut durch einander gerührt worden sind, fügt man Salz, Pfeffer und die Wurstkräuter hinzu, die meist für den Geschmack maßgebend sind und aus getrockneten, fein pulverisirten Thymian, Majoran und Basilikum bestehen; auch muß die zu trockene Masse mit etwas Bouillon verdünnt werden und wird dann mittelst eines Trichters in nicht zu starke, gut gereinigte Schweinedärme gefüllt, die man in beliebiger Länge abtheilt; die Enden werden mit kleinen Holzspießen befestigt. Mit einer feinen Spindnadel durchsticht man nun die Würste und läßt sie dann in der Brühe, welche die Schweinelunge ergeben hat, langsam gar kochen. Zu bemerken ist, daß die Würste, um ein Zerplatzen zu vermeiden, nicht zu fest gefüllt sein dürfen und daß man in einzelnen Gegenden gut gewaschene und gebräute Korinthen in die frische Leberwurst thut, die einen süßlichen Geschmack ergeben.

Gelatine von Gans. — Eine junge zarte Gans rupft, fengt und wäscht man, häutet Hals, Flügel und Füße ab, legt sie mit der Brust nach unten auf einen Tisch, macht längs des Rückens, vom Steiß bis zum Halse, mit einem scharfen Messer einen Schnitt, nimmt vorsichtig den Kropf heraus und löst mit der Spitze des Messers Fleisch und Haut in einem Stück von dem Gerippe, bricht die oberen Knochen der Beingelenke aus, läßt indessen die unteren sitzen, um die Form der Keulen zu erhalten. Nun bereitet man eine gute Farce von 1 Kilo Kalbfleisch, 1/2 Kilo frischem Schweinefett oder Luttipeck, 125 Gr. Panade (die genannte Menge Semmel eingeweicht, ausgebrüht und mit einem Stück Butter auf dem Feuer glatt gerührt, mit 2 Eigelb vermischt), einem Ei, Pfeffer, Salz und ein wenig geriebener Zwiebel. Diese Farce vermischt man mit kleingeschnittenen, recht grünen Pfeffergurken, gepökelter Rinderzunge, Trüffeln und Pistazienkernen und füllt sie in die Gans, die, zugenaht, möglichst ihre natürliche Form wiederzuerlangen muß. Fest in ein Tuch gewickelt und mit Bindfaden umschnürt, wird die Gelatine nun in dem Fond des zuvor ausgekochten Gänsegerippes langsam weich gedünstet, wozu etwa 2 Stunden erforderlich sind. Aus der Brühe genommen, legt man sie zwischen zwei Bretter, bedeckt das Obere mit Gewichten und läßt sie erkalten. Dann entfernt man den Bindfaden und das Tuch, schneidet die Gans in feine Querscheiben, legt diese dicht an einander auf eine Bratenschüssel, bestreicht sie mit zerlassener Tafel-Bouillon und garnirt sie mit Aspik und gerösteten Semmel-Croutons oder auch mit Brunnenresse. E. A.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berliner Herbst-Toiletten.

Von allen Seiten strömen die neuen Schöpfungen der Mode für Herbst- und Winter-Saison herbei. Es ist uns daher eine wahre Freude, aus der Fülle des Schönen das Originellste unseren Leserinnen im Bilde vorzuführen, während wir Mänteln, Besätzen und Hüten eine kurze Besprechung widmen.

Neben den verschiedenen Cheviots und kräftigen Tuchen der Regen- und Herbstmäntel dient glatter Double zu den langen Wintermänteln und kurzen Paletots. Großblumige gemusterte Woll-Brofate ergeben vielfach den Bezug der Pelzmäntel, während seidene Damaste, mit Blüsch gefüttert, als hoch elegante Wagenmäntel und sorties de bal erscheinen.

Das Gebiet der Besätze hat die Passenterie fast für sich allein erobert. Schmale, breite, runde oder flache Schnüre und Ligen, je allein oder gleichzeitig angewendet und durch Metallfäden belebt, bedecken Mäntel und Kleider. An Stelle der glühenden Perlen treten Grotots-Gehänge. Franzen in Seide oder Chenille begleiten die Schnur-Stickerei, die sich in kräftiger Ausführung, besonders in Gestalt geflochtener Salons, auch neben dem Pelzwert geltend machen wird. Auch die neuesten, reich wirkenden Tuch-Applicationen zeigen von der Maschine ausgeführte, schnurartige Verzierungen. Einfarbige und bunte Seiden-Stickereien gehören besonders der eleganten Toilette an. Für diese scheint das Genre Directoire nach und nach Eingang zu finden, dagegen wollen die Haus- und Promenaden-Kostüme nur einzelne Theile jener Tracht, besonders die breiten Revers, annehmen. Zu dem geringeren Linsfange der meist glatten, vorn leicht drapirten Röcke paßt das Leberkleid vortreflich, das oft mit dem Rücken der Prinzessine jadenförmige Borterrtheile vereinigt oder bis fast zum Taillenschluß hinauf geschlitt, pottenartig ausfällt.

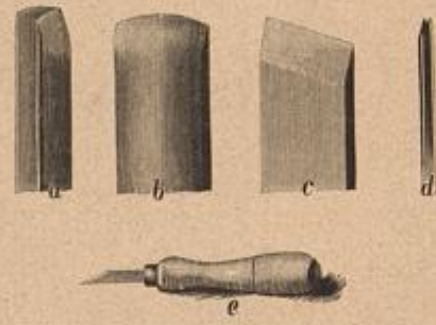
An den Hüten ist der Kopf zwar niedriger geworden, die Garnitur zeigt aber meist die gleiche Höhe wie im Sommer. Glatter, häufig zweifarbiges Filz herrscht bei den runden, festen Formen, Tuch und Sammet dagegen bei den ausschließlich der Jugend zukommenden, weichen Toques und Wagner-Parets vor, während zu den zierlichen Capote-Hüten, deren Bindebänder vielfach Spigenbarben erheben, alle diese Stoffe sowie schwere Seide dienen. Charakteristisch sind schmale Straußfedern als Einfassung der breiten Krempe runder Hüte, deren flachen Kopf nur eine Bandschleife schmückt. Kurze Fußs aus Strauß- oder Fahnenfedern, Reiter, Spigen, Band, Blätter und Kränze aus Sammet bilden die vielgestaltigen Garnituren, zu denen sich als ein neuer Schmuck die Pelzboa gefügt. Diese, ein Liebling der Mode, wird um den Hutkopf gelegt, dann um den Hals genommen und vorn eingeklungen. Der im Theater oft gesehene Spigenboa dürfte äußerst klebsame Kivalinnen in den entzückenden Fichus und Shawls erwachen, für welche sich eine sehr wirkungsvolle Imitation der Chantilly-Spige bietet, deren Contouren ein kräftigerer Seidenfaden markirt, wodurch das Muster reicher hervortritt. E. J.

Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 9. Mos-ful-Stickerei. — Das vorliegende Blatt bietet in naturgetreuer Wiedergabe die Vorderseite einer hochinteressanten, unserer Sammlung alter kunstvoller Handarbeiten angehörigen Decke, welche wir in der Nummer vom 1. Oct. d. J. mit Abb. 46 veranschaulichten. Der die Darstellung begleitende Text erklärt Ausführung, Material etc. A. D.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 22. Kerbschnitt-Arbeiten. — Diese anregende und unterhaltende Arbeit findet mit Recht mehr und mehr Freunde. Einfache, leicht zu erlernende Technik, vielseitige Verwendbarkeit und ein wohlfeiles, überall leicht zu beschaffendes Material vereinigen sich mit dem besondern Vorzug, selbst



ohne künstlerische Vorbildung nicht allein gegebene Muster leicht nachahmen und in jede wünschenswerthe Größe übertragen, sondern auch bald selbständig immer neue Formen schaffen zu können. Sämmtliche Muster sind auf die Kreis- und Dreieckform zurückzuführen, lassen sich daher als rein geometrische Figuren mit Hilfe von Lineal, Winkelmaß und Zirkel herstellen und es ist nur eine geschickte Handhabung dieser Werkzeuge erforderlich, um die vielgestaltigste Musterung zu beherrschen.



— Wie man vermittelt Zirkel etc. zum Beispiel in einen Kreis jede Figur von beliebig vielen Ecken hineinbringen kann (siehe Abb. 2), so läßt sich wiederum jedes Quadrat, Rechteck, Sechseck etc. (siehe Abb. 3) in eine Anzahl von Dreiecken und Kreisen zerlegen. Diese Figuren können nun entweder den ganzen Grund bedecken oder auf leichterem gruppenweise vertheilt werden, sodas der Grund in ausgeparten Flächen als Muster mitwirkt. Die Technik des Kerbschnittes lehrte unsere Zeitung wiederholt (siehe die Nr. v. 14. März 81, 50, Oct. 82, 1. Dec. 86). Die zum Schneiden erforderlichen Werkzeuge: der Geißfuß (a), das Flach-Eisen (b), das Ball-Eisen (c), der Zierbohrer (d) und das spitze Messer (e), bringen wir durch kleine Darstellungen hier nochmals in Erinnerung (siehe Bezugsquellen). Der Zeitungs-halter, den wir als Anregung für die Verwendung zu Gegenständen beifügen, zeigt eine hübsche Verwerthung der Vorlage, Abb. 3 des Extra-Blattes; die drei großen Rosetten sind je für sich bestehend auf runden Holzplatten, welche Charnire an der Rückwand des Halters befestigen, angeführt; letztere selbst schmückt die übrige Musterung derselben Vorlage. A. D.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Wyl für Mädchen aus höheren Ständen. — Gibt es ein Wyl für verwaiste, unbemittelte Mädchen aus höheren Ständen? **Altes Zinngefäß zu putzen.** — Wie putzt man altes Zinngefäß? A. B.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.) **Abgelegte Glacé-Handschuhe (152).** — Sind die Handschuhe noch ansehnlich und nur an den Spigen schadhast geworden, so schneide ich die Finger ab, strepe den Rand auf der Maschine mit Seide in gleicher Farbe um und trage die Halbhandschuhe auf Spaziergängen oder bei Garten-Arbeiten. Die Leberfinger werden aufbewahrt, und thun bei kleinen Schnittwunden gute Dienste. Von sehr langen Handschuhen fertige ich aus dem unteren, gut erhaltenen Theile, für Uhren, Schlüssel, Scheren, Radirmesser kleine Taschen, die mit einigen Zierlichen aus farbiger Seide geschmückt, nett aussehen und sich namentlich auf Reisen practisch bewahren. Aus anderen Theilen mache ich Ballen mit einer Füllung von Watte oder Koffhaaren und benutze dieselben beim Liebertragen von Schablonen-Mustern, oder auch bei Herstellung der reizenden Pflanzen-Abdrücke. Im Nothfalle diene mir sogar beim Malen ein weiches, sauberes Stück vom Handschuh-Leder zur Entfernung der Kohlenstriche bei Entwürfen. Frau Martha in Holstein.

Embrua-Teppiche. — Es ist in neuester Zeit vielfach und mit bestem Erfolge versucht worden, Embrua- und persische Muster durch eigene Handarbeit herzustellen, immerhin aber ist die Arbeit eine große und der Verbrauch an Material ein sehr bedeutender, sobald der Anlauf eines Brüsseler Teppichs sich wesentlich billiger stellen dürfte. Geeignete Embrua-Muster brauchen wir übrigens in genügender Anzahl, und für den Kauf der Wolle möchte sich jedes Engros-Geschäft empfehlen. **Abonnenten in Ober-Oesterreich.** — Eine Anleitung zum Serviren und Tafeldecken finden Sie in jedem guten Kochbuche.

Bezugsquellen: Toiletten, Seite 175: S. Rosenthal, W. Berdericher Markt 9-10 (Fig. 1); J. A. Dese, W. Leipzigerstr. 87 (Fig. 2, 3, 5). — **Mäntel,** Seite 175: A. Fall Jan., W. Jägerstraße 27a. — **Hüte:** S. Hering, W. Redentstr. 15. — **Kerbschnitt-Arbeiten und Werkzeuge,** Seite 176: Frau Clara Roth, SW, Wilhelmstr. 139; Frä. E. Patzkowski, N. Brunnenstr. 82b.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter, ein Modenbild, ein Extra-Blatt und ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten.

In dem, mit der vorliegenden Nummer beginnenden Quartale der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ werden u. A. folgende werthvolle Beiträge zur Veröffentlichung gelangen: „Die Last des Goldes“, Novelle von Balduin Groller; „Römische Geschichten“ von Richard Voß; „Ein Inseltag“, Novelle von E. Merck; „Weißes Haar“ von Helene Pichler; „Die Visite“ von Marie von Ebner-Eschenbach; „Unsterblichkeit“ von H. Villinger; „Die Rose“ von E. Biller; „Unter dem Niagara-Salle“ von Doris Frein von Spaettgen; „Selbstherrlich“ von Alfred Friedmann; „Hoher Besuch“ von A. von Gersdorff; „Wie einst im Mai“ von J. Boy-Ed; „Vom Rheingau“ von A. Baron von Roberts; „Entdeckt“ von D. Duncker; „Die Rechte der Frauen“ von Marie Kirschner; „Die Musen im Hause Neu-Wied“ von Julius W. Braun; „Die wandernde Piphe“ von Paul von Szczepanski; „Kindermoden“ von Eufemia Gräfin Ballestrem; „Training“ von Ottomar Beta und weitere Erzählungen, Skizzen und Feuilletons von F. Meister, Claus Soest, F. Ch. B. Avé-Callement, E. von Wald-Zedtwitz, G. Bötticher, Hanns von Spielberg, Gabriele von Lieres, Ernst Otto Hopp, Julius Weil, Gustav Karpeles, Jenny Hirsch, Jakob von Falke, Max Haushofer, E. Vely, Elise Polko, Heinrich Seidel, Helene von Goekendorff-Grabowski, Emma Laddey, Clarissa Lohde, Wolfgang Kirchbach, F. von Jobeltitz u. A.